

Widerstände der Systemtheorie

Herausgegeben von  
Albrecht Koschorke und  
Cornelia Vismann



# Widerstände der Systemtheorie

Kulturtheoretische Analysen  
zum Werk von Niklas Luhmann

Herausgegeben von  
Albrecht Koschorke und  
Cornelia Vismann



Akademie Verlag

Einbandmotiv Kleinstwiderstände 1968. Bildquelle: SiemensForum München.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**Widerstände der Systemtheorie** : kulturtheoretische Analysen zum Werk von  
Niklas Luhmann / hrsg. von Albrecht Koschorke und Cornelia Vismann. – Berlin : Akad. Verl., 1999  
ISBN 3-05-003477-7

© Akademie Verlag GmbH, Berlin 1999

Der Akademie Verlag ist ein Unternehmen der R. Oldenbourg-Gruppe.

Das eingesetzte Papier ist alterungsbeständig nach DIN / ISO 9706.

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Photokopie, Mikroverfilmung oder irgendein anderes Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsmaschinen, verwendbare Sprache übertragen oder übersetzt werden.

Einbandgestaltung: Günter Schorcht, Schildow

Druck: WB-Druck, Rieden

Bindung: Klotz, Jettingen-Scheppach

Printed in the Federal Republic of Germany

# Inhalt

|                                                                                                                         |     |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| EINLEITUNG . . . . .                                                                                                    | 9   |
| DAVID A. WELLBERY                                                                                                       |     |
| Die Ausblendung der Genese. Grenzen der<br>systemtheoretischen Reform der Kulturwissenschaften . . . . .                | 19  |
| DIRK BAECKER                                                                                                            |     |
| Unbestimmte Kultur . . . . .                                                                                            | 29  |
| ALBRECHT KOSCHORKE                                                                                                      |     |
| Die Grenzen des Systems und die Rhetorik der Systemtheorie . . . . .                                                    | 49  |
| SUSANNE LÜDEMANN                                                                                                        |     |
| Beobachtungsverhältnisse.<br>Zur (Kunst-)Geschichte der Beobachtung zweiter Ordnung . . . . .                           | 63  |
| RUDOLF HELMSTETTER                                                                                                      |     |
| Der gordische Knoten von Kultur & Gesellschaft<br>und Luhmanns Rasiermesser. Fragen eines fluchenden Ruderers . . . . . | 77  |
| ANTON SCHÜTZ                                                                                                            |     |
| Luhmanns unheimliches Argument . . . . .                                                                                | 97  |
| ELENA ESPOSITO                                                                                                          |     |
| Das Problem der Reflexivität in den Medien und in der Theorie . . . . .                                                 | 113 |

BERNHARD J. DOTZLER

Unsichtbare Maschinen – Irritationsbestände

aus der Geschichte der Kybernetik erster Ordnung . . . . . 121

FRIEDRICH BALKE

Dichter, Denker und Niklas Luhmann.

Über den Sinnzwang in der Systemtheorie . . . . . 135

LUTZ ELLRICH

„*Tragic Choices*“ – Überlegungen zur selektiven

Wahrnehmung der Systemtheorie am Beispiel des Nationalsozialismus . . . . . 159

THOMAS WIRTZ

Entscheidung. Niklas Luhmann und Carl Schmitt . . . . . 175

GUNTHER TEUBNER

Ökonomie der Gabe – Positivität der Gerechtigkeit:

Gegenseitige Heimsuchungen von System und *différance* . . . . . 199

ANHANG

Register . . . . . 215

Autorenverzeichnis . . . . . 221

# Einleitung

## 1.

Inzwischen ist der erste Verblüffungseffekt einer Theorie verbraucht, die den Menschen in eine nicht aussagbare Umwelt verweist und ihn überhaupt nur im Aggregatzustand von *Systemen* theoretisch ernst nimmt. Nicht länger provoziert die Systemtheorie in der Ausprägung, die sie durch Niklas Luhmann gefunden hat, zu frontaler Gegnerschaft, etwa im Namen des Menschen. Statt dessen lädt die Theorie, die das autonom handelnde Subjekt durch *Programme*, Bedeutung durch *Codes* und Gerechtigkeit durch *Erwartungssicherheit* ersetzt hat, dazu ein, dem Sperrigen in ihrem wohlgeordneten theoretischen Gebäude nachzugehen und zu formulieren, von welcher Art diese Sperrigkeit ist. Kurz gesagt: die Widerstände gegen die Systemtheorie sind den Widerständen der Systemtheorie selbst gewichen. Der zweifache grammatikalische Bezug formuliert zugleich ein Paradox. Denn eine Theorie, die spezialisiert ist auf reibungslose Abläufe, auf die Beschreibung der Organisationsformen und Strategien zur Beseitigung von Hindernissen, um beispielsweise ein so unwahrscheinliches Ereignis wie das von ‚Kommunikation‘ wahrscheinlich zu machen, – diese ökonomische Theorie zur Vermeidung von Widerständen bezieht gerade aus dem, was sie vermeiden will, einen Großteil ihrer systemischen Kraft und ebenso ihrer Anziehungskraft für Nicht-Systemtheoretiker. Nicht nur hat sie sich selbst, als Theorie, am Widerstand gegen die Naivität geläufiger Sozialtheorien formiert.<sup>1</sup> Sie hat mit ihren Selbstbegrenzungen auch jene Inkongruenzen und Spannungen erzeugt, die zur Auseinandersetzung mit der Theorie herausfordern. Die Beiträge des Bandes sind auf verschiedenen Ebenen damit befaßt: besonders mit der Spannung zwischen *System* und *Kultur* und zwischen *Norm* und *Genese*.

Auf der Kehrseite der Systemtheorie formuliert sich so eine Theorie der Inkommensurabilität. Darin versammelt sich, was die Systemtheorie ausgelagert hat in die Umwelt – Chiffre für den sprachlosen Abgrund aller Systeme, Ort des Widerständigen der Sprache, mit Paul de Man: „a resistance to language itself“.<sup>2</sup> Für diese Widerständigkeit, die durchaus auch als Systemfunktion auftritt, gilt es eine Sprache zu finden. Denn keineswegs ist ausgemacht, daß Widerstände im System „ohne Rest“ bewältigt werden. Die Frage bleibt, ob nicht innerhalb der systemgenerierenden und -perpetuierenden Mechanismen selbst Widerstände wirksam sind, auch wenn die Systemtheorie sie nicht benennt und sie als systemisch gemeistert oder zumindest kontrollierbar behandelt. Für den Widerstand, den die Sy-

---

1 Zur Entstehung der Systemtheorie aus der Soziologie s. den Beitrag von Dirk Baecker in diesem Band.

2 Paul de Man, *The Resistance to Theory*, (Theory and History of Literature, Vol. 33), Minneapolis 3. Aufl. 1993, 12; dazu der Beitrag von Albrecht Koschorke in diesem Band.

stemtheorie der Sprache selbst entgegengesetzt, ließe sich in Verlängerung von de Mans Argument das paradoxe Spiel der *Benennung* anführen: die Friktionen zwischen Metapher und System. Diese machen die metaphorische Dimension der Theorie aus, die an den Orten des Widerständigen der Systeme zur Sprache kommen kann.<sup>3</sup> Denn wie jede Theorie entwickelt auch diese ihre eigene Affektivität und ihren spezifischen Stil, eine dem systematischen Duktus unzugängliche Eigenbewegung der Sprache. Ihr wird man nur auf Umwegen gewahr werden, in der Beobachtung der Systemtheorie von einem Ort aus, der von Systemförmigkeit und –formation sprechen kann, ohne darin aufzugehen.<sup>4</sup> Die Beiträge situieren sich so in einem zur Systemtheorie verschobenen Raum. Es ist darum kein Zufall, daß ein Großteil der Autoren des Bandes es von ihrer Profession her mit der Interpretation von Texten zu tun hat und die Systemtheorie ebenso behandelt: wie Literatur, die nach bestimmten, jedoch keineswegs immer explizit benannten Regeln funktioniert. Im Gegenteil unterliegt die Formulierung der Theorie genau der Gesetzmäßigkeit, die sie mit ihren Grenzziehungen erzeugt und die sich allgemein als das Gesetz des Widerständigen bezeichnen ließe.

Das gemeinsame Anliegen der Beiträge im vorliegenden Band besteht folglich weder in der Aufdeckung irgendwelcher systemimmanenter Unstimmigkeiten, noch eint sie etwa eine Haltung grundsätzlicher Verweigerung des System(theorie)anspruchs. Was in der Zone dazwischen aussagbar wird, hat vielmehr eine doppelte Ausrichtung: als Antrag auf Reformulierung der Systemtheorie unter kulturtheoretischen, genauer genealogischen, medienarchäologischen und ästhetiktheoretischen Prämissen, sowie als Testfall für ihre Reichweite und Aktualität innerhalb einer breiteren, nicht allein soziologischen Fragestellung. Die Systemtheorie als Theorie verschiedener Bereiche von der Kunst bis zum Recht eröffnet selbst die Spannbreite dafür. Aus ihren Untersuchungsfeldern stammt das Material für die vorliegenden Einzelstudien, anhand dessen Anlage und Konstruktionsbedingung der Theorie mit ihren jeweiligen sorgfältigen Grenzziehungen verhandelt werden.

Schon oft ist der hygienische Charakter, den die Modellierung der Systemgrenze bei Luhmann annimmt, bemerkt, und es sind Zweifel daran geäußert worden, ob sich mit solchen sozialtheoretischen Reinheitsexerzitien zumal aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen zutreffend beschreiben lassen. Auf allen Feldern tauchen Grenzphänomene und –konflikte auf, die eine Grauzone zwischen systemdeterminierten Abläufen schaffen und offenbar nur durch die *improvisierte* Anwendung verschiedener Codes, durch Mischlösungen, durch narrative und interpretative ‚Tricks‘ zu handhaben sind. Ökonomisch-kulturelle, moralisch-rechtliche oder etwa ästhetisch-politische Hybride lassen sich nicht einfach als Randerscheinungen, Überfremdungen oder Fehlformen reiner Systemabläufe abtun. Die permanenten Durchbrechungen selbstreferentieller Funktionsroutinen, seien sie nun politischer, juristischer, wirtschaftlicher oder künstlerischer Herkunft, erfordern eine eigene Be-

3 Zur Kontroverse um die metaphorische Grundlegung systemtheoretischer Paradoxien s. Anselm Haverkamp, „Die paradoxe Metapher“, Einleitung zu ders. (Hg.), *Die paradoxe Metapher*, Frankfurt am Main 1998, 13–20 (in Auseinandersetzung vor allem mit Thesen von Lutz Ellrich und David Wellbery).

4 Es ist immerhin auffällig, daß die Systemtheorie auf dem Normalbetrieb von Systemen insistiert und keine Überraschungen gewärtigt – was ihren eigentümlichen Konservatismus ausmacht. Einmal abgesehen davon, daß diese Enthaltsamkeit in prognostischen Aussagen dennoch nicht ohne Folgen für die Zukunft bleibt (s. dazu den Beitrag von Anton Schütz in diesem Band), müßte die dafür methodisch zugrundegelegte Reduktion von Komplexität in Systemen zu einer irreversiblen Verarmung semiotischer Prozesse führen, sobald man den reduktiven Sog einmal theoretisch zu Ende denkt. Die in dem Band von verschiedenen Positionen aus verfolgte Frage, woher Systeme ihre semantische Fülle beziehen, stellt sich also auch unter dem Aspekt der Spannung zwischen Beobachtung und Prognose.



schreibung. Deshalb beziehen sich viele der folgenden Überlegungen darauf, wie mit Situationen mehrfacher oder widersprüchlicher Codierung umzugehen ist, mit Gemengelagen, wo Funktionscodes noch nicht oder nicht mehr greifen oder wo sie vielleicht überhaupt erst erfunden werden müssen.

Daß man solche Überlegungen im Untertitel zu diesem Band als *kulturtheoretisch* bezeichnen kann, ist nicht zuletzt der systemtheoretischen Definition des Begriffs „Kultur“ geschuldet. Luhmann hat diesem unbestimmten Begriff die gleiche Funktion angewiesen, die in der Romantik der Kunst zufiel. Kunst galt dort als Hort des Inkommensurablen. So wie der unbestimmte, aber umzäunte Begriff von Kunst die Bedrohung des Ordnungsverlusts im Unendlichen abwehren sollte, werden mit der rekursivierten Grenzziehung zwischen System und Kultur die Begriffsbildungen und Systemfunktionen vor ihrer Verwilderung bewahrt, denn, wie es bei Luhmann zur Begründung heißt, „ohne re-entry [...] verlöre sich jedes Überschreiten der Grenze in den infiniten Raum der Andersheit“.<sup>5</sup> Es ist verräterisch, daß eine derartige Angstvision das Grenzmanagement der Systeme rechtfertigen soll. Die Beiträge in diesem Band zeigen, wie die ‚Wildnis‘ allen apotropäischen Bemühungen zum Trotz in der Theorie wirksam und produktiv bleibt.

## 2.

Luhmanns eigene Antwort auf die Frage nach dem Widerständigen in Systemen erschöpft sich in der Trennung von Aussagbarem und Nichtaussagbarem, kurz im Theorem des „blinden Flecks“, den jede Beobachtung notwendig produziere. Dem methodischen und metaphorischen Gehalt dieser Annahme sind verschiedene Beiträge in dem Band nachgegangen. So untersucht Gunther Teubner den blinden Fleck der Systemtheorie selbst. Er fügt paßgenau eine andere Theorie in die Lücken oder Blindstellen der Systemtheorie, nämlich diejenige Jacques Derridas.<sup>6</sup> Die symmetrische Anordnung beider Theorien unter dem Paradigma der Gabe – in der Komplementarität ihres jeweiligen blinden Flecks – profitiert zwar von der systemtheoretischen Operation im binären Code, mit der das Unendliche, Nie-zu-Ende-Kommen dekonstruktiven Denkens in der Reziprozität vertraglicher Übergabe als die andere Seite des Systems arretiert wird – dies aber nicht, ohne daß die systemtheoretischen Regulierungen ihrerseits von der paradoxen Ökonomie der Verausgabung verschont blieben.

Die unentrinnbare Spannung zwischen System und *différance* bringt die Systemtheorie Luhmanns schließlich an ihren eigenen Krisenpunkt. Denn wenn sie durch Konfrontation mit anderen Ökonomien dekonstruiert, das heißt: auf das sie konstituierende Ausgangsparadox zurückgeführt wird, dann kann dies als ein Indiz dafür genommen werden, daß hier ein Limit ihres Reflexionspotentials erreicht ist, daß die Systemtheorie sich auf Reformulierungen angewiesen sieht, die sie nicht selbst leisten kann, sondern aus den von ihr ausgelagerten Potentialen beziehen muß. In der beständig beunruhigten, um ein dekonstruktivistisches ‚Modul‘ ohne Modularität erweiterten Systemtheorie, in einem ausgetragenen, nicht nur ausgelagerten Widerspruch zu sich läge überdies eine Möglichkeit, das außer Kraft zu set-

5 Niklas Luhmann, *Das Recht der Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1995, 174.

6 Zur Auseinandersetzung beider Theorien, dort im Fokus von Benjamins Essay „Zur Kritik der Gewalt“, s. auch Ralf Rogowski, „The Paradox of Law and Violence. Modern and Postmodern Reading of ‚Critique of Violence‘“, in *Walter Benjamin in the Postmodern. New Comparison* 18 (1994), 313–151.

zen, was verschiedene Autoren in diesem Band als den latenten Dezisionismus der Systemtheorie herausgearbeitet haben. Neben Gunther Teubner und Friedrich Balke zeigt vor allem Thomas Wirtz in seinem Beitrag, wie sich die Dezisionismen als Reaktion auf die Unmöglichkeit von Entscheidung überhaupt in einer Theorielinie, die von der Romantik bis zu Carl Schmitt reicht, noch in den systemtheoretischen Denkstil weitervererbt haben. Möglicherweise ließe sich diese Nähe durch eine dekonstruktiv gewendete Neufassung des Entscheidungsparadoxons überwinden.

So wie die Gegenüberstellung von System und *différance* dem Nachweis eines blinden Flecks der Systemtheorie galt, läßt sich dieser auch auf anderen als der ökonomischen Ebene ermitteln. Die wörtlichste aller Ausblendungen betrifft die visuelle Dimension, in der sich die der *Beobachtung* verpflichtete Systemtheorie vollzieht. Susanne Lüdemann wendet in ihrem Beitrag die Systemtheorie auf sich selbst an, so daß deren niemals explizit kundgemachte Perspektivierung sichtbar wird und der Nachweis gelingt, daß der Luhmannsche Beobachter stets in der Zentralperspektive positioniert ist. Gerade der Panoptismus eines als souverän konstruierten Letztbeobachters verführt jedoch dazu, den eigenen Standort zu unterschlagen. Er verdeckt die Subjektivierungseffekte der Beobachtung zweiter Ordnung. Hier lautet die Aufforderung an die Systemtheorie, die subjekttheoretischen Verwerfungen im Beobachter einzubeziehen und sich den Konsequenzen der Einsicht zu öffnen, daß Beobachten und Begehren sich nicht so klinisch voneinander trennen lassen, wie die Systemtheorie es für ihre Beschreibungen voraussetzt. Mit dem von der Systemtheorie ausgeblendeten Begehren ist überhaupt die Dimension der Körperlichkeit aus der Luhmannschen Fassung von Beobachtung getilgt. Die Theorie bringt sich damit um eine Reihe von Aussagemöglichkeiten über die Bedingungen dessen, was sie beobachtet, was sie wahrnimmt und was ihr konstitutiv entgeht. Einige Autoren in diesem Band – neben Susanne Lüdemann vor allem Rudolf Helmstetter und David Wellbery – gehen der Frage nach, wie eine um diese somatische, wahrnehmungsphysiologische Schicht erweiterte Systemtheorie aussehen könnte.

Die Beiträge des Bandes verfolgen die ausdrücklichen Exilierungen und nicht reflektierten Verschüttungen der Systemtheorie nicht allein in synchroner, sondern auch in diachroner Richtung: als Frage nach den Ausblendungen sowohl in methodischer als auch genealogischer Hinsicht. Die Systemtheorie setzt zu einem Zeitpunkt ein, *nachdem* eine Unterscheidung getroffen ist, nach vollzogener Rückkopplung, nach geglückter operativer Schließung. Das erklärt auch ihre weitgehende Gleichgültigkeit in bezug auf Herkunftsfragen. Während Genealogien die Ränder und Randbedingungen der Systemwerdung beschreiben, geht also die Systemtheorie von bereits funktionierenden Systemen aus. Ihre Beschreibung bleibt nicht ohne normativierende Folgen für das Beschriebene, was bestätigt, daß Norm und Genese nicht nur in der Jurisprudenz zwei verschiedene, wenn nicht sogar einander ausschließende theoretische Hinsichten markieren (für das Recht s. den Beitrag von Thomas Wirtz in diesem Band). Luhmann hat Herkunftsfragen bekanntlich mit dem Konzept der Autopoiesis beantwortet. Das Konzept der Autopoiesis verdeckt jedoch die Einsatzbefehle und Agenturen der jeweiligen Systeme. Es entzieht der theoretischen Einheit ‚Gesellschaft‘ ihre Akteure, ebenso wie die Theorie dadurch selbst ohne eine personifizierbare Stiftungsautorität auftritt. Anton Schütz geht in seinem Beitrag den Fehladressierungen ebenso wie der List in Luhmanns eigener Argumentation nach, die sich aus dieser Nichtbesetzung der Position des Autors ergeben. Die Fragen danach, wie Systeme aufkommen, sich bilden oder instituiert werden, welche Gründungsgewalten dabei im Spiel sind, unter welchen Umständen sie zu ihren operativen Schließungen gelangen – Fragen, welche die Sy-

stemtheorie mit dem Verweis auf autopoietische Systemkräfte also von sich fernhält – sind dennoch nicht obsolet. Daß die Systemtheorie Luhmanns selbst von den Paradoxien des Anfangens heimgesucht wird, deren systemische Entparadoxierungsstrategien sie beobachtet, arbeitet genauer der Beitrag von Albrecht Koschorke heraus.

An den auf die Systemtheorie zurückgewendeten Herkunftsfragen formiert sich schließlich ein anderer Typ von Widerstand. Er bezieht sich nicht auf die dyadische Ausrichtung, den binären Code der Systemtheorie, wie er in der Spannung zwischen System und Kultur zum Ausdruck kommt, sondern auf dessen flankierenden Begriff, das Programm. Ein Programm enthält die Verarbeitungsschritte im binären Code. Was es jedoch nicht enthält, ist die Beschaffenheit seiner eigenen Programmierung. Infolgedessen spart die Systemtheorie, die der Terminologie von Code und Programm verpflichtet ist, alle Fragen aus, die auf die Modalitäten der Programmierung abzielen. Das Kommando, eine Unterscheidung zu treffen, tritt zugunsten des operativen Selbstlaufs der getroffenen Unterscheidungen zurück. Es ist indes für jede Unterscheidung entscheidend, wie programmiert wird. Dadurch erklärt sich, unter welchen Bedingungen ein System jeweils zu seiner Semantik gelangt; das gilt nicht zuletzt für die Semantik der Systemtheorie selbst. Programm und Code gehören zu ihren Grundbegriffen und verraten etwas über ihre eigene Herkunft aus der Kybernetik. Doch trennt sich die Systemtheorie von dieser aus der Computertechnik entwickelten theoretischen Wissenschaft genau an dem Punkt, an dem sie „Kommunikation“ und eben nicht „Technik“ beschreiben will. Sie ist eine Theorie der Gesellschaft, nicht der technischen Medien. Die Frage bleibt, welche Modifikationen eine solche Übertragung kybernetischer Modelle auf die Gesellschaftstheorie mit sich bringt. Was blendet sie aus, um die Kybernetik in ihr eigenes theoretisches Gebäude einzupassen? Die Antworten führen wiederum in die systemtheoretisch vernachlässigte Zone der Instituierungsvorgänge. In bezug auf die Kybernetik geht es dabei um die technische Prägung des Beobachtungsvorganges, darum, wie die Art der Beobachtung des Beobachters fundamental von den gegebenen technischen Medien der Wahrnehmung abhängig ist.

Bernhard Dotzler konfrontiert in seinem Beitrag Luhmanns Theorie mit diesem unterschlagenen Aspekt. Er stellt sie vor die Alternative, sich kybernetisch zu reorganisieren oder aber auf der Autonomie kommunikativer Prozesse zu bestehen. Welche der beiden Optionen man wählt, wird in Zukunft über Tragweite und Leistungsfähigkeit der Systemtheorie entscheiden – darüber, ob sie Aufkommen und Verbreitung von technischen Medien als Faktor gesellschaftlicher Transformationen beschreiben kann und will. Bislang hat sie Computer als bloßes Hilfsmittel angesehen, das Hindernisse auf dem Weg zum Empfänger überwindet und mithin Kommunikation wahrscheinlich macht. Demgegenüber stellt die Kybernetik den Übertragungsvorgang als solchen in den Mittelpunkt und liefert damit ein Instrumentarium zur Beschreibung von Relationen, wie sie das technische Medium selbst stiftet. Daß es einen Unterschied macht, ob der Akzent auf dem Empfänger oder auf den Übertragungsprozessen liegt, als deren Effekt dann der Empfänger beschreibbar ist, wird dort deutlich, wo sämtliche Operationsphasen von Maschinen vollzogen werden. Für die semantische Ebene, die die Systemtheorie der Informationstheorie Shannonscher Provenienz hinzufügt, ist dann kein Bedarf mehr. Code und Programm reichen in einer technisch implementierten Kommunikation ohne jede semantische Aufladung aus, um Datenverarbeitungsprozesse zu beschreiben. Anders ausgedrückt: Das informationstheoretische und kybernetische Vokabular, das die Systemtheorie sich metaphorisch angeeignet hat, gilt auch für kommunikative Prozesse in aller Wörtlichkeit, sobald ein mathematischer Algorithmus ihren Vollzug bestimmt. Ob die Systemtheorie als *Sinnsystem* (s. dazu besonders den Beitrag von Friedrich Balke in diesem

Band) damit an ihr eigenes Ende stößt oder ob sie sich unter kybernetischen Prämissen reformuliert, wird sich an der theoretischen Behandlung der neuen Medien erweisen.<sup>7</sup>

Elena Esposito stellt in ihrem Beitrag ein Forschungsprogramm zur Beschreibung technischer Medien aus systemtheoretischer Sicht vor. Sie erinnert zu diesem Zweck an eine weitere von der Systemtheorie verschüttete Dimension: die Rhetorik. Mnemotechniken kommen ins Spiel, die sich mit den Gedächtnisleistungen eines Computers parallelisieren lassen. In der – kybernetischen – Art und Weise, wie dort Suchmaschinen Gedächtnis jeweils im Moment der Abfrage konstituieren, wird die Vorstellung vom Gedächtnis als einem unveränderlichen Archivbestand oder Gesamtspeicher verabschiedet. Davon geht auch Dirk Baecker aus, der in seinem Beitrag diese sich permanent aktualisierende Gedächtnisfunktion auf die Leistungen von Kultur bezieht. Kultur läßt sich folglich als ein Ensemble mnemotechnischer Verfahren auffassen. Hier könnte man, so wie Rudolf Helmstetters Beitrag es nahelegt, einen Ausgangspunkt für die Bestimmung von Kulturwissenschaften sehen, die sich vor einigen Jahren institutionell etabliert haben.

Die genealogische Fragestellung ließe sich weitertreiben bis zur Frage nach dem historischen Index des systemfunktionalen Denkens selbst. Welches Ordnungsmodell löst es ab? Läßt sich die Systemtheorie in eine Reihe von Ordnungsmodellen einfügen, wie sie Michel Foucault in seiner *Ordnung der Dinge* aufgeführt hat? Angeregt wurden Foucaults Überlegungen durch das Staunen darüber, „daß es Ordnung gibt“.<sup>8</sup> Dieses Staunen durchkreuzte die Geschlossenheit der Selbstbeschreibung jeder Ordnung; es ermöglichte einen Blick auf die diskursiven Konstellationen, in denen die herrschende Ordnung jeweils von fremden Impulsen und Aufmerksamkeiten überlagert wird. Die Systemtheorie hat sich das Staunen darüber, daß es Ordnung gibt, schon aus methodischen Gründen versagt. Ihr lebensweltliches Initialmoment ist im Gegenteil die Erfahrung von Unordnung. Luhmann gab auf die Frage nach der Genese seines Systemdenkens in einem Interview zur Antwort, daß die persönliche Erfahrung von Gesetzlosigkeit nach 1945 in amerikanischer Gefangenschaft, als die Genfer Konvention über die Behandlung von Kriegsgefangenen wenig zu gelten schien, ihn bewogen habe, eine Ordnungswissenschaft zu studieren. „Auf Jura bin ich eigentlich gekommen, weil ich das Gefühl hatte, das ist eine Möglichkeit, Ordnung zu schaffen in dem Chaos, in dem man lebte und diese vielen Verstöße gegen an sich geltendes Recht in der Gefangenschaft.“<sup>9</sup> Von hier aus, von der Erfahrung aus, daß es Unordnung gibt, ließe sich die Herkunft der Systemtheorie aus dem Begehren ableiten, Ordnung zu schaffen. Daß dieses Ziel mit den Mitteln des Rechts zu erreichen ist, daran hat der Bewunderer des römischen Rechts keinen Zweifel. Von diesen autobiographischen Hinweisen aus ließe sich die Systemtheorie näherhin in eine Korrelation mit der sich in der Nachkriegszeit formierenden Verwaltungsrechtswissenschaft und Verwaltungspraxis bringen.

Hier wie in anderen Bezügen wird deutlich, daß die zum Teil verdunkelten und in der Systemperspektive selbst verdrängten genealogischen Spuren Aufschlüsse über wichtige Theo-

7 S. dazu Sybille Krämer, „Form als Vollzug oder: Was gewinnen wir mit Niklas Luhmanns Unterscheidung von Medium und Form?“, in *Rechtshistorisches Journal* 17, 1998, 558–573, (s. auch insgesamt diese Folge des Journals, dessen thematischer Schwerpunkt die Theorie Niklas Luhmanns bildet). S. auch den jüngst erschienenen Sammelband zur Auseinandersetzung zwischen System- und Medientheorie von Rudolf Maresch, Niels Werber (Hg.), *Kommunikation, Medien, Macht*, Frankfurt am Main 1999.

8 Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt am Main 1974, 23.

9 Zitiert nach Sendemanuskript eines Gesprächs zwischen Niklas Luhmann und Wolfgang Hagen, das am 2. 10. 1997 für den Sender Radio Bremen, *Forum der Wissenschaft*, aufgezeichnet wurde [[www.radiobremen.de/rbtext/rb2-wissen/w71002.htm](http://www.radiobremen.de/rbtext/rb2-wissen/w71002.htm) (s. dort, 3)].

rieentscheidungen Luhmanns bieten. So rekonstruiert Friedrich Balke die Verwandtschaft der Systemtheorie mit dem Systemdenken des deutschen Idealismus, die zwingend mit ihren Basiskategorien zusammenhängt und die im übrigen auch dazu autorisiert, im Untertitel des Bandes von einem „Werk“ zu sprechen, im idealistischen Sinn des Wortes als einem systematischen Gesamtentwurf. Der theoretische Einsatz bei einem Zustand radikaler Kontingenz bürdet die Erklärung des Gewordenen zwangsläufig der Kategorie des *Sinns* auf. Diese hermeneutisch-phänomenologische Grundausrichtung bedingt schließlich auch die Unempfindlichkeit von Luhmanns Gesellschaftstheorie gegenüber dem *Machtzusammenhang* der sozialen Kommunikation, und das heißt auch: gegenüber ihren eigenen Totalisierungen. Lutz Ellrich stellt die Frage der Kontingenzbeherrschung von einer theoretischen Position aus. Er geht den strukturellen Gründen dafür nach, daß sich die Systemtheorie, die eine Theorie der modernen Gesellschaft im ganzen zu sein beansprucht, nicht zum Faschismus äußert. Für diese bemerkenswerte Leerstelle macht er einen bestimmten Typ von technischer Rationalität in den totalitären Regimes des 20. Jahrhunderts verantwortlich, die vom Rationalitätstyp der Systemtheorie nicht wahrgenommen und hinreichend analysiert werden könne.

Die Frage nach der Herkunft der Systemtheorie legt überhaupt die Denktraditionen offen, denen sie verpflichtet ist und auf deren theoretischem Stand sie verharret. Während Luhmann für das Kunstsystem die Romantik als entscheidende Epoche ansetzt und die späteren Entwicklungen nur noch – ganz im Geist der Romantik – als selbstreferentielles Spiel der Kunst mit sich, als Zitat und ironische Rekombination behandelt, operiert er, was seinen Begriff von „Kommunikation“ betrifft, auf dem Stand der Selbstbeschreibungen von „Konversation“ um 1700.<sup>10</sup> Der Aufweis solcher Herkunftslinien und Ungleichzeitigkeiten erfolgt auch hier nicht, um der Systemtheorie Antiquiertheit zu attestieren, sondern um ihre Erweiterungspotentiale zu erkunden. Wenn bestimmte Denkfiguren in der Systemtheorie wiedererkennbar sind, ist damit die Möglichkeit gegeben, das methodische Instrumentarium und die begriffliche Weiträumigkeit dieser Theorie für gegenwärtige Debatten auf einem avancierten Stand einzusetzen. David Wellbery unternimmt in dieser Hinsicht einen grundlegenden Versuch. Er klagt die *Rückseite* jener Begriffe von Reflexivität und Autonomie ein, die Luhmann aus der subjektphilosophischen Tradition übernimmt: die Erfahrung der Nichtselbstbestimmung, der Exzentrizität, des Unbewußten – kurz den Bereich des Ästhetischen. Damit ist noch einmal die Spannung artikuliert, in der sich sämtliche Beiträge bewegen: die Spannung zwischen Systematizität und Alterität, zwischen operativer Schließung und Heimsuchung durch das Ausgeschlossene. – Mit entwaffnender Offenheit „gehen“ Luhmanns *Soziale Systeme* „davon aus, daß es Systeme gibt“.<sup>11</sup> Der vorliegende Band fragt nach den Bedingungen und Konsequenzen dieser Unterscheidung / Entscheidung.

## Dank und Widmung

Sämtliche Aufsätze des vorliegenden Bandes sind aus Vorträgen hervorgegangen, die im vergangenen Jahr vom 23. bis 25. April auf der Tagung „System – Macht – Kultur. Probleme der Systemtheorie“ gehalten wurden. Die Einleitung spiegelt etwas von den Diskussio-

10 Dazu Cornelia Bohn, „Konversation und Schriftlichkeit im Übergang zur Moderne“, in *Berliner Journal für Soziologie* 2 (1999) [erscheint demnächst].

11 Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt am Main 1984, 30.

nen dieser Tagung wider, die von der Freien Universität Berlin und dem Einstein Forum Potsdam veranstaltet und durch Mittel der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert wurde.

Der Dank der Herausgeber gilt an dieser Stelle Professor Gert Mattenklott, durch dessen institutionelle Unterstützung die Tagung zustandekam. Die Freie Universität Berlin hat mit einem Zuschuß zu den Druckkosten den vorliegenden Band ermöglicht. David Hauptmann und Markus Krajewski haben die Manuskripte in einen druckfertigen Zustand gebracht. Für ihre Arbeit danken ihnen die Herausgeber.

Niklas Luhmann ist am 6. November des vergangenen Jahres gestorben. Wir möchten diesen Sammelband seinem Gedenken widmen.

*Albrecht Koschorke und Cornelia Vismann*







# Die Ausblendung der Genese. Grenzen der systemtheoretischen Reform der Kulturwissenschaften

## 1.

Meine Überlegungen nehmen ihren Ausgangspunkt vom vierten Kapitel der *Kunst der Gesellschaft*, das bekanntlich der Frage nach der Funktionsbestimmung der Kunst sowie deren geschichtlicher Herauslösung aus der Protektion anderer Funktionssphären gewidmet ist. An dem in diesem Kapitel entfalteten Gedankengang läßt sich die Problemkonstellation, um die es mir im folgenden geht, umrißhaft erkennen. Es ist das Problem eines Nicht-Sehens, einer Ausblendung. Dieses Problem stellt sich für mich – den Literatur- und, wenn man will, Kulturwissenschaftler –, nicht für Luhmann selbst oder für die im Kielwasser seiner Theorie schwimmenden Soziologen. Es geht, um es weniger personenbezogen zu formulieren, um die Frage, ob ein für literatur-, kunst-, und kulturwissenschaftliche Untersuchungen unverzichtbarer Themenkomplex vom systemtheoretischen Ansatz her überhaupt erfaßt werden kann; ob dieser Themenkomplex nicht vielmehr unter systemtheoretischer Behandlung der Unsichtbarkeit, dem Vergessen anheimfallen muß; es geht mithin um die Frage nach den Grenzen einer systemtheoretischen Reform der Kulturwissenschaften. Diese Frage jedoch hätte keinen Sinn, wenn nicht vieles für eine solche Reform spräche, wenn nicht die Kulturwissenschaft der Systemtheorie wesentliche Impulse verdankte. Zu behaupten, daß von der Molekularbiologie keine einschlägigen Aussagen über die Kunst Cézannes zu erwarten seien, wäre die Antwort auf eine Frage, die keiner gestellt hätte. Aber die *Kunst der Gesellschaft* und die mit ihr zusammenhängenden Publikationen Luhmanns berühren nicht bloß, sie durchdringen die Gegenstandsfelder sowohl der philosophischen Ästhetik als auch der Literatur- und Kunstgeschichte, bieten neue, überzeugende Antworten auf alte Fragen, stellen auch neue Fragen, an denen sich künftige Forschungen orientieren können, so daß es keineswegs trivial ist, aus der Perspektive der genannten Disziplinen die Frage zu stellen: Was gibt es an unseren Gegenständen, das sich dem systemtheoretischen Blick entzieht?

Die Frage soll, wie gesagt, am Funktionskapitel des Kunstbuches erörtert werden, wobei zunächst eine Anmerkung zum Begriff der Funktion, die sich im Laufe meiner Argumentation als wichtig erweisen wird, festgehalten werden soll. In den Funktionen, so heißt es, Mißverständnissen vorbeugend, liege „nie der Grund für die Existenz bestimmter Einrichtungen“;<sup>1</sup> die Kunst, als Subsystem der Gesellschaft betrachtet, sei nicht entstanden, *um* die ihr zugeschriebene Funktion zu erfüllen; bei der Funktionsanalyse handle es sich mithin um

---

1 Niklas Luhmann, *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1996, 223.

keine teleologische Erklärung. Man muß sich den genetischen Vorgang vielmehr so vorstellen, daß Praktiken und Einrichtungen, die sich in vorgegebenen Kontexten ausbildeten, sich zunehmend um eine bestimmte Funktion als Hinsicht ihrer Anschließbarkeit aneinander organisieren. In diesem Sinne läßt sich die Funktion als evolutionärer Attraktor für Formbildungen beschreiben, die – sich nunmehr an dieser Funktion orientierend – einer Eigendynamik folgen, die keine andere ist als die Selbstreproduktion des Funktionssystems Kunst. Die Richtigkeit dieser Auffassung soll hier nicht bestritten werden. Mir geht es lediglich um den Nachweis eines Auseinanderfallens von zwei Aspekten: einerseits dem Zustandekommen, andererseits dem Sinn einer bestimmten Tätigkeit. Die funktionale Analyse greift auf der Ebene des Sinns, der kunstspezifischen Kommunikation, und sie dient dazu, die Rekursivität dieser sinnhaften Operation zu beschreiben. Aber sie läßt – und muß das auch tun – die Frage nach der Herkunft und damit auch die Frage nach dem Grunde der Existenz der Praktiken und Einrichtungen aus dem Blick. Diese Konfiguration wird sich als generalisierbar erweisen.

Luhmanns eigener Versuch, die Funktion der Kunst auf den Begriff zu bringen, entfaltet sich über zwei Etappen. Zunächst wird im Anschluß an Baecker eine Bestimmung im Hinblick auf das Verhältnis zwischen Wahrnehmung und Kommunikation erprobt: „Man könnte von der Feststellung ausgehen, daß die Kunst Wahrnehmung in Anspruch nehmen muß und damit das Bewußtsein bei seiner Eigenleistung, bei der Externalisierung packt. So gesehen, wäre es die Funktion der Kunst, etwas prinzipiell Inkommunkables, nämlich Wahrnehmung, in den Kommunikationszusammenhang der Gesellschaft einzubeziehen.“<sup>2</sup> An dieser Überlegung ist zunächst festzuhalten, daß sie sich – bei aller systemtheoriespezifischen Terminologie – als Reformulierung eines zentralen Problems der philosophischen Ästhetik lesen läßt. Dieses Problem ist in dem Augenblick erschlossen worden, als man merkte, daß ästhetische Urteile zwar Allgemeingültigkeit beanspruchen, diese jedoch nicht über die Feststellung objektiver Sachverhalte erreichen, sondern durch Rückbezug auf das je eigene Erleben – vornehmlich das Lustgefühl – des individuellen Bewußtseins. Um all das in Erinnerung zu rufen, was Luhmann mit der ohne jegliche Anstrengung hingeschriebenen Formulierung „Wahrnehmung in den Kommunikationszusammenhang der Gesellschaft einzubeziehen“ ab- und zudeckt, braucht man nur die maßgebliche Analyse dieses Problems nachzulesen, die Kant im neunten Paragraphen seiner *Kritik der Urteilskraft* liefert.<sup>3</sup> Dort wird die Inkommensurabilität zwischen der eingekapselten „Privatgültigkeit“ einer angenehmen Sinnesempfindung einerseits und der „allgemeinen Mitteilungsfähigkeit“ von objektiven Erkenntnisurteilen andererseits deutlich gesehen, deutlich gesehen mithin die Sonderstellung des Ästhetischen als des Orts einer Vermittlung – einer strukturellen Kopplung, wenn man will – zwischen inkommensurablen Systemen. Die Antwort auf die Frage, wie dies möglich sei, fällt bei Luhmann so aus: „Das Kunstsystem konzidiert dem wahrnehmenden Bewußtsein sein je eigenes Abenteuer im Beobachten der Kunstwerke – und macht die dafür Anlaß gebende Formenwahl dennoch als Kommunikation verfügbar.“<sup>4</sup> Das je eigene Abenteuer des Bewußtseins heißt bei Kant „das freie Spiel der Erkenntniskräfte“, das Verfügbarmachen für die Kommunikation denkt Kant als die Orientierung dieses Spiels an der Form nicht einer bestimmten Erkenntnis, sondern der Erkenntnis überhaupt. Man kann mutmaßen, daß Luhmanns Erörterung des Zusammenhangs zwischen Wahrnehmung und

2 Ebd., 227.

3 Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*, Frankfurt am Main 1974, 131–134.

4 Niklas Luhmann, *Kunst der Gesellschaft*, 227.

Kommunikation von einer eingehenden Auseinandersetzung mit der Kantischen Vorgabe an Präzision gewonnen hätte. Zumindest hätte die Systemtheorie am Kantischen Spielbegriff einen theoretischen Vorschlag gefunden, der ihr den produktiven Anschluß an eine bis heute anhaltende Diskussion in der philosophischen Ästhetik sowie in den Kulturwissenschaften ermöglicht hätte.

Und das ist der Aspekt, den ich hier hervorheben möchte: daß Luhmann mit dieser ersten Bestimmung der Funktion von Kunst durchaus in der Tradition ästhetischer Theoriebildung steht. Das zeigt sich besonders deutlich an folgender Formulierung: „Die in der Wahrnehmungswelt vorhandenen Bewegungsfreiheiten werden [durch die Kunst] gegen die Engführungen der Sprache wiederhergestellt.“<sup>5</sup> Mit dem Begriff der Wiederherstellung wird eine kompensatorische Funktion angedeutet, die darin besteht, vom gesellschaftlichen Kommunikationszusammenhang ausgeschlossene, verschüttete kognitive Möglichkeiten zumindest in der abgegrenzten Sphäre der Kunsterfahrung zu rehabilitieren. Dieser Begriff ästhetischer Kompensation läßt sich in Ansätzen gleichfalls bei Kant erkennen, nimmt dann an Tiefe zu in Entwürfen der romantischen Ästhetik, zumal bei Schelling, und wird schließlich bei Nietzsche, Freud, Adorno und Ritter zu einem zentralen Komplex der ästhetischen Theorie der Moderne. Auch hier zeigt sich also eine Kontinuität zwischen Luhmanns Theorievorschlag und dem Diskurs der philosophischen Ästhetik. Das gilt jedenfalls für die Funktionsbestimmung von Kunst, die den Zusammenhang zwischen Wahrnehmung und Kommunikation, Bewußtsein und Sozialsystem fokussiert. Um so signifikanter und, wie ich zu zeigen versuchen werde, um so bedauerlicher, daß Luhmann gerade diese Funktionsbestimmung für inadäquat erklärt.

Inadäquat deswegen, weil die Funktion der Kunst dann darin gesehen würde, daß sie einen spezifischen Umweltausschnitt – nämlich das Bewußtsein – in den Systemzusammenhang der Gesellschaft einbezieht. Stattdessen müßte man, so Luhmann, die Funktion der Kunst in ihrem „Weltverhältnis schlechthin“ suchen, also in der Art, „wie sie ihre eigene Realität in der Welt ausdifferenziert und zugleich in sie einschließt.“<sup>6</sup> Diese Argumentation suggeriert Bereicherung durch Universalisierung, aber sie läuft in Wirklichkeit auf eine Verarmung hinaus. Denn nunmehr stehen nur die beiden Seiten der die Kunst eingrenzenden Unterscheidung als Beschreibungsinstrumente zur Verfügung: auf der einen Seite die Realität, auf der anderen die imaginäre Welt der Kunst. Daß die Insistenz auf dieser dyadischen Struktur eine Verdünnung der Beschreibungsmöglichkeiten mit sich führt, läßt sich daran erkennen, daß sich Luhmanns Diskussion zunehmend auf semantische Belange beschränkt. Es kommt nunmehr nur darauf an, wie sich die Kunst, als eigene, imaginäre Welt, zur anderen, nämlich: realen Welt, von der sie sich durch Verdopplung getrennt hat, verhält. Sie kann sie imitieren, kritisieren, affirmativ erhöhen, und sie kann diese Weltbezüge durch immer raffiniertere Verschachtelungen verkomplizieren. Aber durch all diese verschiedenen Möglichkeiten hindurch tut sie im Grunde genommen nur das Eine, – sie bezieht sich auf die reale Welt. Durch die Einschränkung auf den Weltbezug der Kunst verspielt Luhmann die Chance, seine eigene Diskussion an die Angebote zur differenzierten Beschreibung ästhetischer Erfahrung anzuschließen, die die moderne Tradition philosophischer Ästhetik bereitstellt, und fällt damit auf das Theoriedesign der alten mimetischen Theorie zurück. Das zeigt sich gerade dort, wo Luhmann die Mimesis zu überbieten versucht: „Die gesellschaftliche Funktion der Kunst“, schreibt er, „[...] liegt *im Nachweis von Ordnungszwängen*

---

5 Ebd.

6 Ebd., 229.

im Bereich des nur Möglichen.“<sup>7</sup> Daß die Kunst darin ihre Funktion habe, mögliche Welten zu entwerfen und dadurch die Stimmigkeit heterokosmischer Ordnungen aufzuzeigen: das ist der Theoriestand um 1740, als Breitingen in seiner *Critischen Dichtkunst* mithilfe Leibniz-Wolffischer Konzepte ein letztes Mal die Kunst im Sinne der semantisch gedachten Unterscheidung: imaginäre Welt / wirkliche Welt zu interpretieren versuchte. Das Echo dieses vorästhetischen Konzepts in Luhmanns Funktionskapitel läßt erkennen, daß selbst der radikale Begriff des Sinns, auf den die modaltheoretische Funktionsbestimmung der Kunst zurückverweist, nicht vor theoretischen Vereinfachungen schützt. Mag sein, daß die spezifische Funktion des gesellschaftlichen Subsystems Kunst auf Probleme sinnhafter Kommunikation zurückgeht; diese Probleme muß man nicht auf die simple Dyade des Möglichen und des Realen, der imaginären Welt und der Welt, wie sie ist, reduzieren. Das blendet zuviel von dem aus, was eine durchaus beachtliche Tradition ästhetischer Reflexion und historischer Interpretation als kunstspezifische Leistungen herausgearbeitet hat. Das beschränkt den analytischen Blick zu sehr, indem es die Handhabung der eigenen Systemgrenze zum einzigen Sinn der Systemoperationen erklärt.

## 2.

Es geht mir nun darum, eine alternative Zugangsweise zum Problem einer Funktionsbestimmung der Kunst zu skizzieren, und zwar eine Zugangsweise, die genau das thematisiert, was Luhmanns Analyse ausblendet. Es gäbe hier – denn man hat es mit einer reichen Tradition zu tun – diverse Kandidaten für die Rolle der Alternativtheorie, doch ich möchte auf einen aufmerksam machen, der Luhmann relativ nah steht, damit die Differenzen deutlich hervortreten. In dem Kapitel über „Form und Medium“ der *Kunst der Gesellschaft* heißt es an einer Stelle, das, was gelungene Kunstwerke auszeichne, sei „unwahrscheinliche Evidenz“.<sup>8</sup> Diese Formel ruft nun die Frage hervor: Unwahrscheinlich für wen? Unwahrscheinlich im Hinblick auf welche Erwartungen? Denn ohne eine solche Spezifikation läßt sich mit dem Begriff der Unwahrscheinlichkeit gar nichts erklären. Aufgrund des Argumentationszusammenhangs ist zu vermuten, daß sich für Luhmann die Unwahrscheinlichkeit des künstlerischen Formangebots von den Tendenzen der vorausgehenden Formprägungen her versteht. Was den in solchen Tendenzen kundigen Betrachter überrascht und dennoch als Kunst überzeugt, ist – gerade deswegen – gelungene Kunst. Die kunstrelevante Unwahrscheinlichkeit ist mit anderen Worten die Unvorhersehbarkeit der sich einstellenden Lösung des Problems: Wie soll sich das System fortsetzen?

Auch in der Kunsttheorie Arnold Gehlens spielt der Begriff der Unwahrscheinlichkeit eine zentrale Rolle, aber hier ist die relevante Unwahrscheinlichkeit die, daß die Formqualitäten der ‚schönen Dinge‘ – die Symmetrien, die Regelmäßigkeiten, die Spektralfarben – im Wahrnehmungsfeld überhaupt vorkommen. Solche Dinge heben sich aufgrund ihrer Unwahrscheinlichkeit vom gewohnten Hintergrund ab, sie fallen auf, und sie lösen durch dieses Auffallen das aus, was Gehlen ein instinktives Ansprechen auf Wahrnehmungen nennt. Es gibt, so Gehlen, „eine über die ganze Außenweltbreite ausgefaltete unbestimmte Reizqualität aller derjenigen Dinge, welche die ‚unwahrscheinlichen‘ Auslöserqualitäten an sich tragen. Sie alle erregen zunächst einmal als irgendwie schön oder auffallend eine un-

7 Ebd., 238.

8 Ebd., 191.

willkürliche, das heißt instinktresidualgesteuerte Zuwendung der Aufmerksamkeit, eines biologisch ganz neutralen Interesses.“<sup>9</sup> Hierin sieht Gehlen die Erklärung des besonderen Lustgefühls, das mit der Zuwendung zu den Kunstwerken als „Häufungsstellen von unwahrscheinlichen Reizkonstellationen“<sup>10</sup> entsteht: „Denn auf der Instinktseite ist ja ein Reduktionsstand erhalten geblieben, der nicht mehr auf einzelne, bestimmte Objektgruppen zugespitzt ist, aber deshalb auf Gegenstände schlechthin anspricht, sofern sie nur jene nunmehr allerdings biologisch entmachteten Auslöserqualitäten zeigen. Daher fühlen wir angesichts dieser ästhetischen Werte etwas wie einen eigenartigen, verhaltensfreien Drang, den man etwa auf die Formel ‚Hin-zu‘ bringen könnte, wir empfinden ein gefühlsstarkes, sehr unmittelbares und belebendes, andererseits durchaus punktuell und sozusagen ergebnisloses Angezogenwerden.“<sup>11</sup>

Die Pointe dürfte deutlich genug sein: der Begriff der Unwahrscheinlichkeit ist gleichsam die Scheitellinie, von der ab sich die Theorien von Gehlen und Luhmann in entgegengesetzte Richtungen wegbewegen. Denn die für Luhmann relevante Unwahrscheinlichkeit ist die des sich einstellenden neuen, überzeugenden Formangebots gegenüber den von den bisherigen Formvorgaben her projizierbaren; sie – die Unwahrscheinlichkeit des Kunstwerks – ist eine kunstsysteminterne Größe. Bei Gehlen hingegen handelt es sich um eine Unwahrscheinlichkeit, die sich abhebt von der Normalsituation der Wahrnehmung; um die Unwahrscheinlichkeit nämlich, daß überhaupt so etwas wie Regelmäßigkeit, Symmetrie, Ornament im Feld des Gesehenen, Rhythmisches, Gleichklingendes im Feld des Gehörten auftaucht. Kurz: es handelt sich um die Unwahrscheinlichkeit selbstbezüglich durchorganisierter Wahrnehmungsangebote. Und diese Unwahrscheinlichkeit, wenn sie eintritt, löst etwas von der Wirkung aus, die sie seit je ausgelöst hat: eine instinktresidualgesteuerte Zuwendung, eine Belebung, eine Faszination. Das Gedächtnis, von dem aus das Unwahrscheinliche als solches wahrgenommen wird, ist bei Luhmann das systeminterne Gedächtnis des Sozialsystems Kunst. Bei Gehlen reicht das Gedächtnis in vorkünstlerische, ja in onto- und phylogenetisch weit zurückliegende Zeitschichten. Das Unwahrscheinliche des ästhetischen Angebots spricht das chronische, nicht pausierende Drängen von Instinktresiduen an, aktiviert Antriebskomplexe, die sich mit der Kulturation ausgebildet haben. Mit dieser Wendung des Begriffs steht nun der Systemtheorie der Kunst eine Physiologie der Kunst – diesen Ausdruck übernimmt Gehlen selbstredend von Nietzsche – gegenüber.

Es lohnt sich, einen Augenblick bei diesem Begriff einer Physiologie der Kunst zu verweilen. Denn von ihm her läßt sich die Frage aufwerfen, wie es sich mit dem Bezug auf Biologisches in den beiden Theorievarianten, die hier kontrastiert werden, verhält. Bei Luhmann – das werden die Kenner seiner Theorie bestätigen können – geht die biologische Referenz auf die geschlossenen Systeme, und zwar fast ausschließlich auf das neurophysiologische System des Gehirns. Zwar werden Zellen manchmal erwähnt, auch das – für die Forschungen Varelas bedeutsame – Immunsystem. Aber auch das sind biologische Phänomene, die sich angemessen beschreiben lassen im Hinblick auf eine Innen/Außen-Differenz; Phänomene, die sich einer im weitesten Sinne des Wortes kognitivistischen Deutung fügen. Mit der in Luhmanns Texten immer wieder angesprochenen Ebenen-Trias: Neurophysiolo-

9 Arnold Gehlen, *Gesamtausgabe*, Bd. IV: *Philosophische Anthropologie und Handlungslehre*, hg. von Karl-Siegbert Rehberg unter Mitwirkung von Heinrich Wahlen und Albert Bilo, Frankfurt am Main 1983, 197.

10 Ebd., 200.

11 Ebd., 198.

gie des Gehirns, Bewußtsein, Sozialsystem erschöpft sich praktisch die biologische Referenz. Ich will nicht bestreiten, daß das sehr wichtig und erkenntnisfördernd ist. Es geht mir lediglich um den Nachweis, daß eine andere Bezugnahme auf die Biologie möglich ist, die man (beispielsweise) bei Gehlen vorfindet, eine Bezugnahme, die die Frage des *Triebes* ins Zentrum rückt, die Ethologischen – also *Verhaltenssysteme* und nicht bloß kognitive Systeme – als Vergleichsbasis heranzieht, die *Motorisches* – efferente Systeme – als ausschlaggebend betrachtet. Der Glaubenssatz des Luhmannschen Konstruktivismus: das System könne auf seine Umwelt unmöglich operativ durchgreifen, hat für dieses biologische Konzept keine Relevanz, denn das Greifen ist hier gleichsam das Urphänomen, ein Urphänomen, das übrigens durchaus mit kybernetischer Begrifflichkeit beschrieben werden kann. Von einer so konzipierten biologischen Referenz her wäre eine Physiologie der Kunst, wie sie übrigens schon Herder vorschwebte, zu konstruieren. Sie führte, wie das Beispiel Gehlens zeigt, in eine zeitliche Tiefendimension.

Damit soll keineswegs behauptet werden, Gehlens Ästhetik erschöpfe sich mit dem Begriff des instinktiven Ansprechens auf Wahrnehmungen. Wer das die „darstellenden Riten“ behandelnde Kapitel aus *Urmensch und Spätkultur* kennt, das man ruhig als Kernstück der Gehlenschen Ästhetik ansehen kann, wird wissen, daß die Auslöserwirkung des Unwahrscheinlichen und die sich mit ihr einstellende unbestimmte Verpflichtung nur die Grundlage einer komplex geschichteten, diverse Motivationsreihen einbeziehenden, und letztlich auf die kommunikative Dimension des Sozialen hinzielenden Analyse bilden.<sup>12</sup> Die Dimensionen dieser Analyse zu referieren, kann nicht die Aufgabe dieses Beitrags sein. Es sei jedoch ein weiterer Aspekt kurz erwähnt, der den Kontrast zwischen theoretischen Modellen, um den es mir geht, verdeutlichen mag. In den darstellenden Ritus, meint Gehlen sicher zu Recht, strömen diverse Affekte ein, während das Freiwerden von Hemmungsenergien gleichzeitig eine Entlastung bedeutet, die eine zusätzliche Lustquelle bereitstellt. Was damit beschrieben wird, läßt sich durch den Begriff der multiplen affektiven Besetzung erfassen, einen Begriff, der mit dem von Freud in der *Traumdeutung* eingeführten Begriff der *Überdeterminierung* von Textelementen zusammenhängt. Interessanterweise gibt es bei Luhmann gleichfalls eine Theoriestelle, die nach diesem Begriff geradezu schreit. Ich meine das, was Luhmann im „Weltkunst“-Aufsatz in Anlehnung an Barel als Superposition bezeichnet: nämlich die für Kunstwerke charakteristische Tatsache, daß eine Marke als Seite mehrerer Unterscheidungen gleichzeitig fungiert, daß sie diverse Unterscheidungen verdichtet.<sup>13</sup> Das Entscheidende nun – und hieran zeigt sich die Ähnlichkeit zu unserem Unwahrscheinlichkeitsargument – ist, daß bei Luhmann die Superposition nur formal interessiert; der theorierelevante Befund ist das bloße Vorkommen eines Elementes, das seinen Stellenwert in verschiedenen Unterscheidungen hat und also mehrfach bestimmt ist. In der Freudschen Theorie jedoch – und hierin, wie auch in anderen Zusammenhängen, folgt ihm Gehlen – zeugt die Überdeterminierung von einer mehrschichtigen Besetzung des Elementes durch Energien, die teilweise auf sehr frühe Erfahrungsschichten zurückgehen. Die Superposition bzw. Überdeterminierung geschieht deswegen, weil sich das überdeterminierte Element als günstiger Träger oder Maske für begehrensgesteuerte Kategorisierungen erweist, weil es mehrfach besetzbar ist, weil sich in ihm diverse Wunschszenarien überlagern

12 Vgl. Arnold Gehlen, *Urmensch und Spätkultur*, 5. Auflage, Wiesbaden 1986, 145–155.

13 Niklas Luhmann, „Weltkunst“, in: Niklas Luhmann, Frederick D. Bunsen, Dirk Baecker, *Unbeobachtbare Welt. Über Kunst und Architektur*, Bielefeld 1990, 17.